

SEBASTIAN THIEL

Die Dirne
vom Niederrhein

Historischer Kriminalroman

Original

GMEINER



Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2013 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75/2095-0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2013

Lektorat: René Stein
Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung des Bildes *Mystische Hochzeit der Hl. Katharina von
Alexandrien*« von Parmigianino;
[http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Parmigianino,_matrimonio_
mistico_di_santa_caterina,_national_gallery_di_londra.jpg](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Parmigianino,_matrimonio_mistico_di_santa_caterina,_national_gallery_di_londra.jpg)
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-1352-0

»Das erste Opfer des Krieges ist die Wahrheit.«
Aischylos

Kapitel 1

- Unendlich schwere Lasten -

Neuß am Niederrhein, 02. April 1642

Ihre Schritte waren schwer, ihr Blick zu Boden gerichtet. Ihr Körper war umhüllt von dicken Leinentüchern, die Last der letzten Tage schien jeglichen Lebenswillen aus ihrem Leib getrieben zu haben. Blonde Strähnen wippten mit jedem ihrer Schritte mit. Die Kapuze hatte sie sich tief ins Gesicht gezogen. Niemand sollte die Schmach sehen, die sich in ihren blauen Augen offenbarte. Sie hatte nichts anderes verdient als den Tod, dessen war sie sich sicher.

Ihre einsame Gestalt verlor sich zwischen tiefen Wäldern und großen Wiesen. Der Himmel schien ihr Befinden widerspiegeln zu wollen. Tiefhängende Wolken zogen sich zu einer grauen Wand zusammen und donnerten ihr dunkles Lied in den Abend hinein.

Elisabeth blickte nach oben.

In düsteren Farben zeichnete sich das vergangene Unheil ab, als hätte der Teufel selbst das Bild gemalt. Unzählige Male hatte sie in den vergangenen Wochen den Himmel gestarrt, stundenlang die Wolken beobachtet und gehofft, etwas zu finden. Ein Zeichen, eine

Geste, die ihr diese unendlich schwere Last von den Schultern nehmen würde. Wie immer entdeckte sie nichts. Wie sollte sie auch? Nicht einmal der Allmächtige konnte diese Sünde ungeschehen machen.

»Bitte, verzeih mir«, hauchte Elisabeth in die finsternen Abendstunden.

Tief im Inneren hoffte sie, dass ihre Schwester sie hörte. Sie würde Elisabeth ihre Antwort schuldig bleiben. Zumindest bis zu dem Tage, an dem sie sich wiedersehen würden. Für Elisabeth war die Hölle bestimmt, da gab es für sie keinen Zweifel. Qualen für alle Ewigkeiten. Vielleicht, wenn der Herrgott Erbarmen hatte, dürfte sie ihrer Schwester für einen Moment noch einmal begegnen. Lediglich für einen kurzen Augenblick, damit Antonella ihr eine Antwort geben konnte. Vielleicht war sie jetzt glücklich mit ihrem Lorenz vereint. In den letzten Lebenstagen hatte sie viel ertragen müssen, es wäre nur gerecht, wenn die Hölle auf Erden über Elisabeth hereinbrechen würde und Antonella die Ewigkeit in den Armen ihres Geliebten verbringen dürfte.

Erste Regentropfen benetzten ihre Haut und erinnerten sie daran, dass sie noch lebte. Zumindest ihr Körper. Das Licht ihres Geistes, vormals lebensfroh und voller Kraft, schien erloschen. Wie sollte es weiterbrennen, nach dem, was sie getan hatte?

Verrat – die schlimmste aller Sünden. Und das an dem einzigen Menschen auf Erden, der sie verstan-

den hatte. Elisabeth hatte alles verloren. Ihren Vater durch die plündernden Hessen und die Machenschaften seines Sekretärs, ihr bisheriges Leben durch den Krieg und ihre Schwester durch ihre eigenen Worte.

Sie schloss ihre Augenlider. Plötzlich nahm der Regen an Intensität zu und vermischte sich mit ihren Tränen.

Wie hatte sie ihre Schwester als Hexe bezeichnen können? Ihrer verblendeten Eitelkeit wegen hatte sie Antonella in den grausamen Flammentod geschickt.

Ein weiteres Mal donnerte es. Diesmal kamen die Geräusche nicht vom Himmel, sondern aus einem kleinen Dörfchen in ihrem Rücken. Die Geschosse der französischen Artillerie rückten immer näher. Dort musste Kempen liegen. Die Stadt, in der sie wie eine Prinzessin gelebt hatte. Mittlerweile lag ihre Heimat in Trümmern. Von überall her drangen Menschen in dieses kleine Fleckchen Erde und machten es zu einem Ort der Gewalt. Nach der Niederlage bei Crefeld hatten sich die kaiserlichen Truppen allerorts verstreut und nahmen sich, was sie kriegen konnten. Ihr Heerführer, General de Lamboy, befand sich in französischer Hand und seine Streitmacht wütete beinahe noch schlimmer als die siegreichen Hessen und Franzosen. Wie Hühner, denen man die Köpfe abgeschlagen hatte, irrten die Soldaten voller Panik durch die Länder.

Die Gefahr war jedoch noch lange nicht vorüber. Der Sieger bestimmt die Regeln, hatte Elisabeths Vater

einmal gesagt. Damals war sie zu klein, um seine Worte zu verstehen, nun ergab alles einen Sinn. Die Hessen unter Eberstein und die Franzosen unter Marschall Guébriant machten ihre eigenen Gesetze. Die Männer mussten sich ernähren, viele Männer. Jedes Dorf, das nicht freiwillig alles gab, was es besaß, wurde mit Waffengewalt dazu gezwungen. Sie raubten Essen und Vieh und vergewaltigten die Frauen. Elisabeth hatte es aus der Ferne beobachtet. Die Brutalität hätte sie früher hochschrecken lassen, aber jetzt, da sie nicht mehr leben wollte, war es ihr egal.

Sollen sie mich töten, dachte sie. Es wäre mir recht. Sie würde sich nicht einmal wehren, sich nicht verstecken, nicht davonlaufen. Dann müsste sie nicht den Mut finden, durch ihre eigene Hand zu sterben.

Das Knurren ihres Bauches erinnerte sie daran, warum sie diesen Weg angetreten war. Sie wollte nach Neuß, dieser vormals wohlhabenden Stadt, deren Mauern vor langer Zeit ein Jahr der Belagerung standgehalten hatten. Zumindest hatte das Vater immer erzählt. Deshalb hatte man der Stadt erlaubt, den Reichsadler in ihrem Wappen zu führen und Münzen zu prägen. Dieser Ruhm war verblasst und die Schönheit dahin. Genau wie bei ihr. Waren wirklich nur ein paar Monate vergangen, seit junge Männer am ganzen Niederrhein sie umworben hatten? Jeden hätte sie sich aussuchen können. Ihre Familie war reich gewesen, angesehen, und mit einem Augen-

aufschlag hatte Elisabeth immer bekommen, was sie gewollt hatte.

Heute war ihre prachtvolle blonde Mähne lediglich noch gelbes Stroh, ihre glühenden Wangen waren matt und ihr Blick glich dem einer Kranken auf dem Sterbebett.

Elisabeth überlegte, ob das alles nicht ein Traum gewesen war, der es für einen kurzen Moment ins Hier und Jetzt geschafft hatte. Nichts war ihr mehr aus dieser Zeit geblieben. Vielleicht war dies der Grund, warum ihre Beine sie in die Stadt schleppten. Sie besaß keine Reichstaler mehr und nannte lediglich wenige Groschen ihr Eigen. Sollte sie sich nichts mehr zu essen kaufen können, würde sie sich in eine Scheune legen und sterben. Einfach so.



Die Schnitte in seinen Armen schmerzten, als würde die Glut, in der er früher Schwerter geschmiedet hatte, durch seine Adern laufen. Es waren einige Wochen vergangen, seit Maximilian die Stadt Kempen und damit seine Familie verlassen hatte. Dieser Moment, dieser eine Moment, in dem sein Säbel das Fleisch seines Bruders durchdrungen hatte und die Kraft aus Lorenz' Blick gewichen war, spielte sich wie ein immerwährendes Theaterstück vor seinem inneren Auge ab. Obwohl Kempen nicht allzu weit

hinter ihm lag, kam ihm sein altes Leben wie eine Einbildung vor. Zu unwirklich waren die Erinnerungen an seine Eltern, seine Geschwister, ja sein ganzes Leben, zu schemenhaft formte sich das Antlitz von Lorenz in seinem Geist. Bald zweifelte er daran, dass Lorenz wirklich ausgesehen hatte, wie er ihn in Erinnerung hatte. Die Zeit spielte seinem Gedächtnis einen Streich.

Auf einem Feldweg bei Viersen verließ Maximilian die Kraft. Mitten auf dem aufgeweichten Boden ließ er sich fallen und wünschte sich nichts sehnlicher, als tot zu sein. Auf die Knie gestützt, nahm er die vom Blut rot gemalten Leinenverbände ab. Die Schnitte, die er sich zugefügt hatte, waren tief, bereits einige Wochen alt – er wollte sie nicht verheilen lassen. Der Versuch, sich selbst zu richten, war ihm misslungen. Wie eine stumme Erinnerung an seinen Bruder wollte er die Schnitte so präsent wie möglich halten.

Mit dem Fingernagel fuhr er sich durch die Wunden an seinen Handgelenken und Unterarmen. Maximilian wollte nicht mehr leben. Er wollte Lorenz wiedersehen, wollte seinem Bruder sagen, wie leid es ihm tat, dass er alles dafür geben würde, um die Tat im Wald bei Kempen ungeschehen zu machen. Sein Körper tat ihm diesen Gefallen nicht. Egal wie oft er sich abends auf den kalten Waldboden legte, er wachte jeden Morgen auf, und der Tag begrüßte ihn mit wärmenden Sonnenstrahlen.

Maximilian schüttelte den Kopf und sein langes Haar fiel ihm wie ein Schleier über die Augen. Lorenz war sein kleiner Bruder gewesen, er hatte die Verantwortung für ihn gehabt, er hätte auf ihn aufpassen müssen – stattdessen war Lorenz durch seine Hand gestorben. Und das nur, weil Lorenz seine geliebte Antonella hatte retten wollen. Die Erinnerung an vergangene Tage kroch in Maximilian hoch. Wie sein jüngerer Bruder versucht hatte, seine Geliebte vom Scheiterhaufen zu befreien, wie Maximilian ihn davon abhalten wollte und sich die Klinge wie von Seilen gezogen in den Körper des Bruders bohrte.

Maximilian hatte sie alle enttäuscht: seine Eltern, seine Geschwister und sich am meisten. Er hätte Lorenz helfen müssen, sich gegen die Übermacht zu stemmen, auch wenn die Lage aussichtslos schien. Stattdessen war sein Bruder in seinen Armen verblutet, während Antonella in den Flammen qualvoll verbrannt war. Er schloss die Augen. Es kam ihm wie ein nicht enden wollender Albtraum vor, aus dem er nicht aufwachen konnte.

Lautes Gebrüll riss ihn aus seinen Gedanken. Kurz blickte er sich um und entdeckte eine große Gruppe hessischer Soldaten. Er hatte an der Seite seines Bruders gegen die Hessen gekämpft, in der Schlacht bei Crefeld. Unzählige Soldaten hatte er auf dem Gewissen. Trotzdem waren Marschall Guébriant und der hessische Feldherr Eberstein siegreich gewesen und

hatten seine Heimat zerstört. Kempen hatte lange durchgehalten. Mehrere Tage konnte die Stadt dem Ansturm der Männer standhalten. Als schließlich ein Geschoss die Stadtmauer an der Turmmühle traf und ein Loch in der Verteidigung klaffte, gaben die Bewohner auf. Mord und Plünderungen waren die Folge. Nicht nur in seiner Heimatstadt, allerorten benahmen sich die Soldaten wie Barbaren. Ganz gleich, ob Freund oder Feind. Die Grenzen verschwammen, Gesetze hatten keine Gültigkeit mehr. Ein Menschenleben war nicht mehr wert als der Dreck unter den Fingernägeln der Soldaten.

Maximilian blieb auf dem Weg sitzen. Sollten sie ihn töten, ihm die schmutzigen Kleider vom Leib reißen und Gottes Strafe auf Erden vollziehen. Damit hätte sein kümmerliches Dasein ein Ende und er könnte seinen Bruder um Verzeihung bitten. Inständig hoffte er, dass Lorenz im Tod mit seiner geliebten Antonella fand, wonach er immer gesucht hatte. Leichter Regen setzte ein, als Maximilian eine stumme Entschuldigung gen Himmel schickte.

»Guck dir den an«, grollte ein älterer Soldat, der die Spitze des Zuges anführte. »Ist der einer von uns?«

Der bärtige Mann packte Maximilian an seinen langen schwarzen Haaren und blickte in die tiefblauen Augen, die auch Lorenz besessen hatte.

»Sieht mir fast wie einer von Lamboys Männern aus.«

Innerlich seufzte Maximilian. Natürlich trug er nichts mehr, was ihn wie einen Soldat hätte aussehen lassen.

Der Hesse sah in ein eingefallenes Gesicht, mit Augenringen tief wie Wagenräder – eine schmutzige, bemitleidenswerte Gestalt, dem Tod näher als dem Leben.

Maximilian bewegte sich nicht. Der Soldat verpasste ihm einen Schlag auf den Hinterkopf und setzte seinen Weg fort. Maximilian überlegte, wohin die Soldaten wohl gehen würden. Etliche Dörfer waren ihnen angesichts der drohenden Übermacht kampflos übergeben worden. Und obwohl der kaiserliche Befehlshaber Hatzfeldt keine Anstalten machte, die Bedrohung zu stellen, wurden die Lagerstellungen der Hessen und Franzosen gesichert. Dafür benötigten sie Munition, Geld und Nahrung – alles Mangelware in dieser vom Krieg gebeutelten Region. Wenn dieser französische Bastard Guébriant und sein hessischer Bluthund Eberstein ihre Karten richtig ausspielten, könnten sie vielleicht sogar bis nach Köln vordringen. Wenn Kurköln fiel, wäre es aus mit des Kaisers geliebtem Reich. Dieser viel zu lange währende Krieg wäre damit entschieden. Weitere Gedanken verbat sich Maximilian. Warum noch über den Krieg grübeln? Alles war unwichtig geworden.

Die Wolken zogen sich zusammen, als wollten sie ihm den Weg in den Himmel versperren. Unzählige

Männer gingen an ihm vorbei, ihre Säbel rasselten und vermischten sich mit den rauschenden Blättern der Bäume zu einer ganz eigenen Melodie. Ihre Uniformen waren von Schlamm verschmiert. Jeder trug das am Leib, was ihm gerade so passte, wählerisch konnte man in diesen Zeiten nicht sein. Doch selbst sie gaben kein so jämmerliches Bild ab, wie Maximilian es tat. Ab und zu bekam er einen Tritt, einige spuckten ihn an. Aber das war unwichtig. Gerechtigkeit gab es auf dieser Welt nicht. Ansonsten würde sein Bruder noch leben und seine Geliebte im Arm halten. Stattdessen hatte Gott zugelassen, dass Maximilian zum Mörder geworden war.

Er starrte vor sich auf den aufgeweichten Boden. Erst die letzten beiden Männer des Trosses schenken ihm mehr Beachtung. Ein schwächlicher Soldat packte ihn an den Haaren. Maximilian spürte eine kalte Klinge an seinem Hals, während der andere seine Kleidung durchsuchte.

»Ein paar Groschen«, sagte der Soldat und hielt dem Schwächlicheren, der ihn immer noch gepackt hielt, triumphierend die Münzen vors Gesicht. »Ich dachte, der Lump hat gar nichts dabei.«

Maximilian lächelte. Die hatte er beinahe vergessen. Genau wie seine Eltern, genau wie alles andere. Er hatte seine Familie verlassen müssen. Alles in Kempen erinnerte ihn an seinen Bruder. Das Leben ist einfach, wenn einem alles egal erscheint, und der Tod wird

damit zur letzten, großen Herausforderung. Wenn er nur den Mut aufbringen würde, seine Adern von Neuem ...

»Vielleicht hat er noch etwas«, sagte der Soldat und festigte seinen Griff. Maximilian spürte, wie die Klinge langsam in die Haut schnitt und warmes Blut sich mit dem Regen vermischte.

»Da ist sonst nichts. Gar nichts.«

»Soll ich ihn aufschlitzen?«

Innerlich betete Maximilian, dass er es tun würde. Lediglich ein kleiner Stich ... ein kurzer Dolchstoß, schon würden die Augen trüb werden und die letzten Kräfte den Körper verlassen. In wenigen Lidschlägen könnte er seinen Bruder wieder in die Arme schließen, ihn um Verzeihung bitten und seine Tat auf ewig in den Qualen des Höllenfeuers büßen.

Anstatt ihm die Waffe in die Rippen zu stoßen, erhob sich der Soldat und ließ die Klinge in den Gürtel gleiten.

»Guck ihn dir an. Der Bauernlümmel hat den Verstand verloren, seine Augen sind tot. Lass ihn hier in Ruhe sterben. Die Tiere besorgen den Rest.«

Mit diesen Worten verließen sie ihn. Im zunehmenden Regen wurden die Geräusche der Soldaten schnell schwächer, und Maximilian blieb allein auf dem Feldweg zurück. Die Tropfen schlugen neben ihm ein, wie die Geschosse vor wenigen Wochen auf dem Schlachtfeld. Sollte er auf den Tod warten? In sei-

nem Magen herrschte eine Leere, wie er sie noch nie erlebt hatte. Der Hunger war beinahe übermächtig, sein Geist schien zu schwirren, seine Gelenke wurden taub. Und doch war es nicht genug für den Tod.

Die nächste Stadt war Viersen. Vielleicht sollte er versuchen, dort an einen Halunken zu geraten, der ihn auf die letzte Reise schicken würde. Allein war er offensichtlich nicht dazu imstande.

Es dauerte noch einige Zeit, ehe er mühsam aufstand und sich auf wackligen Beinen in Richtung der Stadt aufmachte.